

einmal dabei, wie durch eine Gemeinde eine Art von Aufatmen ging, als plötzlich ein Verkünder unter ihr auftrat, der in diesem Sinne nicht nur mit Feuer, sondern mit Herzblut redete. Dabei enthielt diese Rede an objektiver Wahrheit nicht mehr, als sonst gegeben ward: sie war nur außerdem noch von Solidarität erfüllt.

Dieses Beispiel mag zeigen, worauf es im Umgang, worauf es bei dem Zuhören, worauf es in jedem Gespräch zutiefst ankommt. Wenn noch einmal das Gleichnis des barmherzigen Samaritans aufgenommen werden darf: Es gibt Begegnungen, bei denen es nicht genügt, Öl und Wein zu spenden, den Kranken auf ein Tier zu heben und ihn in die Herberge zu schaffen, sondern solche, bei denen, modern gesprochen, eine Blutspende angebracht ist, damit der Mensch den Mitmenschen ohne jedes Reservat spüre, damit er lebendige Gemeinschaft erfahre, damit er der Einsamkeit durch Kernsolidarität entrissen werde. Darauf deutet in ihrer Weise auch die eingangs zitierte Unterredung zwischen der „grünen Schlange“ und dem „goldenen König“ in Goethes „Märchen“. Und erst ein solches „Gespräch“ verdient voll den Namen und ist „erquicklicher als Licht“. Ein solches Gespräch erst ist, aber ein solches ist auch wirklich irdisches Abbild der Lebensgemeinschaft der Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Verdienst und Gnade

Von August Brunner S. J., München

Die Heilige Schrift spricht von dem Ergebnis des christlichen Lebens auf eine Weise, die auf den ersten Blick sich selbst zu widersprechen scheint. Das Neue, das Jesus auf die Erde brachte, wird als ein Leben dargestellt, das äußerlich unscheinbar, doch alle Macht in sich birgt, um sich auszubreiten, so wie das harte trockene Korn, das man in die Erde wirft, voller verborgener, geheimnisvoller Kraft ist, die seine Hülle sprengen und aus ihm den hohen Halm und die kornschwere Ähre hervortreiben wird, ohne daß der Mensch diese Lebenskraft in die Hand bekäme und sie da schaffen könnte, wo sie nicht bereits vorliegt: „Das Gottesreich ist, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde streut, und dann schläft und aufwacht, Nacht und Tag; und der Same keimt und wächst in die Länge, der Mensch weiß nicht wie. Von sich aus trägt die Erde Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre und dann das volle Korn in der Ähre“ (Mk 4, 26 ff.; vgl. Mt 13, 4 ff.). Das Himmelreich ist also ein Leben, das aus eigener Kraft aufkeimt und wächst. So wenig wie der Mensch dem Korn auf dem Felde Leben und Wachstum verleiht, sondern ihm nur die Bedingungen dazu bereiten kann, so wenig liegt die eigentliche Macht des Reiches Gottes in ihm, in seinem Sein. Ja, selbst die Bedingungen, die gute Erde und den Sonnenschein und den Regen, bringt er nicht aus Eigenem herbei; er kann sie nur benützen. Das Eigentlichste geschieht ohne ihn, während er zu Hause schläft oder untertags seinen Geschäften nachgeht. So daß die Ernte Gnade ist, ein Geschenk, zu dem er nichts beigetragen hat, das er nicht verdienen kann.

Wer nun nach Menschenweise daraus den Schluß ziehen wollte, daß es auf das eigene Bemühen nicht ankomme, und daß der gute Boden nicht anders könne als reichlich gute Frucht zu tragen und daß dem steinigen und sandigen Boden niemand einen

Vorwurf machen dürfe, wenn sein Ertrag karg bleibt, den würde das Evangelium in seinen andern Teilen eines besseren belehren. Und wer sich auf diesen Stellen beruhigt zum Schläfe niederlegen wollte, damit die Ernte, zu der er ohnehin nichts tun könne, ungestört heranreife, an dessen Ohr tönten bald die Worte: „Wachet und betet!“ Spricht doch der Herr nicht weniger oft vom Christenleben als von der Arbeit eines Tagelöhners oder eines Dieners oder Angestellten, der vom Herrn dafür Speise und Trank und zu seiner Zeit den wohlverdienten Lohn erhält. Nicht nur die Pflicht zur unermüdlichen Arbeit im Dienste des Reiches wird in der Reihe dieser Gleichnisse eingeprägt, sondern auch die Hoffnung auf den Lohn wird angerufen. Ja, dieser Lohn wird zu einem Ansporn für eifrige und ausharrende Arbeit unter der Hitze und Last des Tages, zu einem Grund der Hoffnung, der Freude und des Jubels: „Denn euer Lohn ist groß im Himmel!“ (Mt 5, 12; Lk 6, 23). Ob es darum geht, einen Propheten aufzunehmen, weil er ein Prophet ist, oder einen Gerechten, weil es sich um einen Gerechten handelt, der, der ihn aufnimmt, wird seinen Lohn erhalten. Wer dem Geringsten einen Trunk kühlen Wassers darreicht, weil er ein Jünger des Herrn ist, der wird seinen Lohn nicht verlieren (Mt 10, 41 f.; Mk 9, 40). Ja, jeder kleine und kleinste Dienst, aus Liebe einem Mitmenschen geleistet, wird in den Besitz des ewigen Reiches versetzen (Mt 35, 31 ff.). Die Arbeiter wurden am Schluß des Tages aufgerufen, um ihren Lohn zu empfangen (Mt 20, 8). Auch Paulus steht nicht an zu sagen, daß die „Mitarbeiter Gottes ein jeder den eigenen Lohn gemäß der eigenen Arbeit empfangen werden“ (1 Kor 3, 8). Für Arbeit, die sich im Gerichte bewährt, werden sie Lohn erhalten (ebda. 3, 14). Und Johannes, der uns das Gleichnis vom Weinstock und von der Rebe überliefert hat (Joh 15, 1—11), spricht nicht anders, wenn er die Christen auffordert: „Achtet auf euch, damit ihr das, was ihr gearbeitet habt, nicht verliert, sondern einen vollen Lohn erhaltet!“ (2 Joh 8).

Ist es nun der Sinn dieser Reden vom Lohn, der der Arbeit entspricht und den man verdient, daß sich der Mensch Gott gegenüber Rechte erwirbt, wie sie der Arbeiter vor dem menschlichen Arbeitgeber und Herrn geltend machen kann? Tritt er gleichsam auf eigenem Boden Gott als wenigstens in einem kleinen Punkte selbständiger und unabhängiger Partner gegenüber? Einer solchen Auslegung widerspräche nicht nur der Römerbrief des Apostels Paulus. Auch die Evangelien lassen eine solche, doch so logische Folgerung nicht gelten. Der Herr sagt nämlich: „Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen war, so sprecht: wir sind unnütze Knechte; nur was uns zu tun aufgetragen war, haben wir getan“ (Lk 17, 10). Ja, er scheut sich nicht, das grausame Sklavenrecht der Zeit heranzuziehen, nach dem der Sklave dem Herrn gegenüber kein Recht und keine Ansprüche besitzen konnte; war es doch dem Herrn erlaubt, mit ihm zu tun, was er für gut hielt. Wem tönt es nicht in den Ohren: wenn man alles getan hat — wer könnte mehr tun? — ist man doch ein unnützer Knecht! Wo ist da die Gerechtigkeit? Wo ist der sauer erworbene Anspruch auf Lohn? Ja, das Gleichnis der Arbeiter im Weinberg, das auf dem Lohngedanken aufgebaut ist, zerstört letzten Endes wieder alles Rechnen mit der Entsprechung von Arbeit und Lohn, von Verdienst und Entgelt, da zwar keinem sein Recht verweigert, aber allen, den zuerst Gekommenen ebenso wie den Arbeitern der elften Stunde, der ganze Denar ausbezahlt wird. Unter Menschen ist eine solche Verteilung keine Gerechtigkeit mehr.

Jeder Lässigkeit und Gleichgültigkeit im Dienste des Reiches, die sich auf dieses Gleichnis berufen wollte, als komme es auf das Verdienst gar nicht an, tritt jedoch das nicht weniger geheimnisvolle Wort entgegen: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern! Denn Gott ist es, der in euch nach Wohlgefallen das Wollen und das Tun vollbringt“ (Phil 2, 12 f.). Ist es nicht, als ob man uns aufscheuchte und vertriebe, sobald wir uns in einer zu wörtlichen, zu engen, bloß menschlichen Auffassung festsetzen wollen? Was uns da zugemutet wird, erscheint uns ungerecht: fremder Samen wird in ein Erdreich gestreut, das wir so wenig wie den Samen geschaffen haben. Und doch werden wir für den Ertrag, der in die himmlischen Scheunen eingebracht werden kann, verantwortlich gemacht! Wir sollen aus freudiger Hoffnung auf den Lohn uns abmühen in des Tages Schwüle und seine Last immer wieder dem müden Rücken aufbürden, weil der Lohn der Mühe entsprechend sein wird; aber es wird uns gleich gesagt, daß man unsere Arbeit nicht nötig hat. Und schließlich lohnt der Hausvater die Arbeit, wie er es selber für gut hält, ja, nach einem Verteilungsschlüssel, der nicht bloß unverständlich, sondern für unser Gerechtigkeitsempfinden empörend ist!

Nur eines kann aus dieser Verwirrung herausführen: daß wir in den scheinbaren Widersprüchen die Mahnung sehen, daß es hier um Hohes, um Göttliches geht, das ohne Widerspruch in keinem einzelnen Menschenwort und Menschengedanken gesagt werden kann. Die Vielzahl der verwandten Bilder ist nicht zufällig. Wollen sie uns doch Erkenntnis von einer Wirklichkeit vermitteln, die die Möglichkeiten der Dinge in der Welt draußen wesentlich übersteigt und durch ihre Fülle ihr Gefüge sprengt. Das tut sie nicht nur, weil sie geistig ist, sondern viel mehr noch, weil sie dem Menschen in seiner Endlichkeit auf geheimnisvolle Weise Anteil am innersten, am persönlichen Leben Gottes gibt, so daß er mit Recht ein Kind Gottes genannt wird. Dieses unsagbare Geschehen läßt sich in seiner Fülle nur durch eine Vielzahl von Bildern ausdrücken. Jedes Bild hat durch diesen oder jenen Zug eine Ähnlichkeit mit dem Gemeinten, aber jedes wieder auf andere Weise. Erst in der Zusammenschau aller Ähnlichkeiten erlangen wir ein möglichst tiefes und umfassendes Wissen vom Übernatürlichen. Dabei entstehen aber scheinbare Widersprüche; denn was durch die einzelnen Bilder und Gleichnisse ein und derselben Wirklichkeit zugeschrieben wird, ließe sich in der irdischen Wirklichkeit, der die Bilder entnommen sind, nicht in einem einzigen Seienden vereinigen, ohne es zu sprengen und sein Sein unmöglich zu machen. Der enge, rationalistische Verstand wirft sich triumphierend auf diesen Widerspruch und meint voreilig, die Unmöglichkeit des Behaupteten erwiesen zu haben. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn feststünde, daß es keine Wirklichkeiten geben kann, die die Seinsweise des Menschen, oder gar nur des Biologischen, übersteigen. Allerdings muß man für Behauptungen obiger Art die nötigen Beweise fordern; wäre doch sonst zwischen widersprüchlichem Unsinn, närrischen Einbildungen und höherem Sein nicht mehr zu unterscheiden. Für die Wahrheiten des Glaubens besteht der Beweis darin, daß sie zum Inhalt der von Gott gegebenen Offenbarung gehören. An uns ist es dann, das scheinbar Unvereinbare zu vereinen und, wenn unser Denken im Widerspruch wie zerrissen wird, wenigstens einen Augenblick durch den Riß hindurch das zu sehen, was wirklich und widerspruchsfrei, aber weit allem Begreifen überlegen da ist, — es für einen Augenblick zu sehen, bevor es unserem geistigen Blick wieder zerfällt.

Das Neue im Christen ist ein Leben, und die christlichen Werke sind seine Frucht. Es ist ein Leben, das uns geschenkt ist wie dem Sämann im Korn, das er ausstreut, das Leben geschenkt ist. Es geht auf seinem Acker auf, wächst und trägt Früchte. So wenig wie jener kann der Mensch dieses Leben schaffen, es sich geben, es durch irgendetwas, was er ist und tut, herbeiziehen. Und wenn es da ist, entwickelt es sich nach seinem eigenen Gesetz, so wie das Getreide zuerst aufkeimt, dann schüchtern aus dem Dunkel der Erde zum Tageslicht durchbricht, emporwächst und schließlich dreißig-, sechzig-, ja hundertfache Frucht trägt. Gegen diese inneren Wesensgesetze kann der Mensch nicht angehen. Er muß sich ihnen angleichen; nur sie ausnützend vermag er das Wachstum zu fördern und den Ertrag zu vermehren. Was er aber auch tun mag, das Eigentliche, das Leben bleibt immer vorausgesetzt. Stirbt die Pflanze ab, so hilft auch die beste Pflege nicht mehr. Dieses Leben kann der Mensch so wenig aus sich herstellen, wie der beste Ackergrund es aus seinen Kräften hervorbringen kann. So wesensverschieden der Grund von dem Leben ist, das ihm anvertraut wurde, so und noch mehr ist der Mensch von sich aus dem neuen göttlichen Leben fern. Alles muß von dem ausgehen, der das Leben allein als Wesen und Besitz zugleich in sich hat, von Gott. Was dann der Mensch in Kraft dieses neuen Lebens auch an Großem und Herrlichem, an Lebendigem und Fruchtbarem hervorbringt, es bleibt die Frucht des geschenkten neuen Lebens. Menschen vermögen einander so Wesentliches und Grundlegendes gar nicht zu schenken. Darum entsteht aus ihrem Geben und Nehmen niemals eine so allumfassende Abhängigkeit. Menschen verleihen einander nie den allerersten Anfang; dieser muß bereits von anderswoher gekommen sein.

Zugleich wird aber auch gesagt, daß diese Werke den Himmel verdienen, daß der Lohn dafür groß sein wird im Himmelreich. Denn das neue Leben wird nicht in einen toten Acker gelegt, und sein Wachstum und seine Reife ist nicht das notwendige Ergebnis des Zusammenspiels von Leben, Erde, Sonnenschein, Wind und Regen, wie die Ernte, die die Arbeit des Landmanns belohnt. Diese Gabe fordert die freie Anstrengung des Menschen, der die Botschaft empfangen hat. Er muß bereit sein zur Arbeit, wie der Tagelöhner, der auf dem Arbeitsmarkt steht, um sich zu jeder Stunde und zu jeglicher Arbeit dinge zu lassen. Das Leben wird, so sehr es geschenkt bleibt, das, was der Mensch frei daraus macht, und das Ergebnis steht im Verhältnis zu seinen Mühen und Anstrengungen. Wachstum und Frucht des Samens entstammen nur dem Leben, das er enthält, und sind doch in die Hand des lebendigen Ackers gegeben, der ihn aufnimmt. Wie der Lohn der Leistung entspricht, so steht auch das Ergebnis der christlichen Arbeit in einem bestimmten Verhältnis zu ihr. Ja, diese Entsprechung ist hier noch größer und genauer. Das deutet das Gleichnis vom Hausvater schon an. Aber gerade die dem Ackerbau entlehnten Vergleiche geben dem Bilde des Lohnes für die geleistete Arbeit erst seine volle Bedeutung, wie umgekehrt der Lohngedanke sie vor Mißverständnis bewahrt.

Die Lohngerechtigkeit ist ganz gewiß eine wichtige und im Menschenleben unentbehrliche Macht; nur auf ihr kann die menschliche Gesellschaft sich aufbauen. Aber wenn wir genauer zusehen, rührt sie doch bei aller Dringlichkeit und Unentbehrlichkeit nicht an das Wesentliche. Menschliche Arbeit als freies, zielbewußtes, ausharrendes Tun des Menschen geht von seinem innersten Kern aus, von da, wo der Mensch er selber ist und sich selber in der Hand hat. Weil dem Tier dieser personhafte

Wesenskern fehlt, ist es, außer da, wo es vom Menschen abgerichtet und angehalten wird, unfähig zu arbeiten. Jede Arbeit, auch die gewöhnlichste und körperlichste, ist darum ein geistiges Geschehen, was, um es im Vorbeigehen zu bemerken, der Marxismus ganz übersehen hat. Dieses geistige Geschehen kann aber nie durch äußere Güter abgegolten werden. Sie stehen zu ihm in keinem Verhältnis. Für dieses Geistige gibt es keinen Lohn. Das Wesentliche, das, was die Arbeit erst zur Arbeit, zu einem sinnvollen, gelenkten Geschehen macht, gerade das kann also nicht bezahlt werden. Der Lohn hat vielmehr den Sinn, die Arbeit zu ermöglichen, indem er die Voraussetzungen der Arbeit schafft und erhält. Zu diesen gehören aber nicht nur ihre körperlichen Bedingungen wie Nahrung, Kleidung und Wohnung, außerdem der Ersatz des verbrauchten Arbeiters durch Geburt und Erziehung junger, neuer Kräfte. Genau so wichtig, ja auf die Dauer wichtiger ist ein menschenwürdiges Dasein, in dem auch das Personhaft-Geistige entsprechend der Kulturstufe sich entfalten und gedeihen kann. Im Materialismus ist diese Forderung einfachhin unsinnig. Es ist darum kein Zufall, daß für das Leben, gerade in den Staaten, die den Materialismus zur Staatsreligion erhoben haben, für die Menschenrechte des Arbeiters, ja selbst für sein bloß körperliches Dasein, am schlechtesten gesorgt ist und er weiter nichts ist als ein Objekt der Ausbeutung.

Den Gegenwert gegen das Geistige stellt der Lohn also nicht dar; er steht ja in gar keinem Verhältnis zu ihm. Wir verstehen das ohne weiteres, wo es sich um außerordentliche Leistungen begnadeter Menschen und hoher Genien handelt. Niemand wird den Preis, der für ein Gemälde oder für das Aufführungsrecht eines Dramas oder einer Symphonie bezahlt wird, als Lohn, als gleichwertiges Gegenstück dafür ansehen. Die Entdeckungen großer Gelehrter und Philosophen, die Lehre eines Aristoteles oder Thomas, die Formeln eines Einstein sind im eigentlichen Sinn nicht zu bezahlen. Was hier mit aller Klarheit heraussteht und höchstens ein engstirniger Materialist leugnen wird, das gilt, wenn auch in jeweils anderem Verhältnis, von jeder Arbeit, weil jede Arbeit eine personhafte Leistung des Arbeiters ist, eine freie und entsprechend dem Maß ihrer Freiheit einmalige und unvergleichliche Tat, die jenen Tiefen des menschlichen Seins entspringt, die keiner sich selbst gibt und die dennoch sein eigenstes Selbst ausmachen. Arbeit und Lohn sollen in einem Gerechtigkeitsverhältnis zueinander stehen. Aber bereits im menschlichen Bereich erfaßt dieses nur eine, wenn auch eine wichtige Seite der ganzen Wirklichkeit. Diese übersteigt es um so entschiedener, auf je höheren Gebieten sich Arbeit und Leistung bewegen. Beginnen wir nun zu verstehen, daß die Gerechtigkeit da schlechthin überboten wird, wo es sich um das denkbar Höchste handelt, was es nach Gott überhaupt im Himmel und auf Erden geben kann, um den freien Einsatz des Menschen aus der Tiefe des gottgeschenkten Lebens, aus der Gnade heraus? Gerechtigkeit, ja! Jeder erhält seinen Lohn, den Lohn, der ihm versprochen ist und ihm zusteht, den Denar des Tagelohnes. Aber er erhält unverhältnismäßig mehr als den Wert seiner eigenen Leistung, so daß der verdiente Lohn zugleich unverdiente Gnade ist, die gegeben wird, weil der Hausvater gut ist.

Hier mündet das Bild des Lohnes wieder in das andere Bild des Lebens ein. Der Lohn betont die Notwendigkeit des eigenen freien Einsatzes, den Einfluß, den er auf das Ergebnis haben wird, das Verhältnis, das zwischen ihnen besteht. Er betont dies,

damit nicht das Bild des Ackerbaus und des pflanzlichen Lebens zu falschem Nichtstun verführe, daß wir nicht meinen, die Allursächlichkeit Gottes sei ein Freibrief für unsere Trägheit und Feigheit, als ob ungeschaffenes und geschöpfliches Wirken nebeneinander stehend sich ergänzten und verdrängten wie menschliches Tun. Aber wie schon im rein Menschlichen das eigentliche Ergebnis der Arbeit nicht mehr im Empfangen der äußeren Güter besteht, die man als Lohn bezeichnet, und auf deren Ebene eine strenge Gleichheit zwischen Leistung und Lohn möglich und gefordert ist, so und noch viel mehr das Ergebnis der christlichen Werke, der guten Werke. Das eigentliche Ergebnis ist schon im rein Menschlichen das Heranreifen zum Menschen, das Werden eines wissenden, schöpferischen, reinen und guten Menschentums. All die Freude und Befreiung, die ein Kunstwerk, eine große und tiefe Wahrheit, eine neue Hilfe gegen Not und Leiden in das Menschenleben hineinbringen und es lebenswerter machen, das ist der Lohn, der kein Lohn mehr ist. Das geistige Wachstum, das sich vom Tun nicht trennen läßt und das auch keine äußere Macht verhindern und rauben kann, das ist das eigentliche Ergebnis jeden menschlichen Tuns, sofern es menschlich, sofern es aus freiem Einsatz geboren ist. Es kann mit Geld nie aufgewogen werden. So wie der eigentliche Sinn der Pflanze, in dem sie sich vollendet, nicht der Nutzen ist, den sie uns bringt, sondern daß sie dasteht in der geheimnisvollen Schönheit ihres Wachstums, ihres Blühens und ihrer Frucht, sie selbst jedesmal ein neues, unergründliches Wunderwerk. Nur daß die Pflanze um diesen Sinn nicht weiß, wie auch wir Menschen ihn nur gerade noch ahnen, wenn uns das Herz übergeht vor der unbegreiflichen Blütenpracht eines Baumes im Frühling oder vor der gebrechlichen und vergänglichen Schönheit einer Blume, die heute dasteht und morgen schon verwelkt ist.

Das ist also die große Wahrheit: das vom Tun unabtrennbare, aus seinem innersten Wesen emporkeimende Ergebnis ist das eigentliche Ergebnis, die wahre Frucht unseres Tuns, die bleibende unverlierbare Errungenschaft, und zugleich der wahre Lohn, ein Äußeres insofern, als es nicht einfach naturhaft mit dem menschlichen Tun verbunden ist. Soweit unsere Arbeit einen Bezug auf das irdische Leben und die dazu notwendigen Güter und Besitztümer hat, fallen diese beiden Seiten, Selbstvervollkommnung und Lohn, auseinander. Der höhere Geldlohn entspricht nicht notwendig einer im eigentlich Menschlichen wertvolleren Leistung. Aber immerhin ist es auch hier schon so, daß dieser äußere Lohn an Bedeutung gegenüber dem eigentlichen Ergebnis um so stärker zurücktritt, je mehr ein Werk sich von der Stufe der Arbeit entfernt, die der bloßen Fristung des leiblichen Lebens dient. Im Ergebnis des christlichen Tuns kommt dieser äußere Lohn, Lohn im juristischen Sinn, gar nicht mehr in Betracht. Es zählt nur das unzerstörbare Ergebnis, das wunderbar wie das stille Wachsen der Pflanze den menschlichen Einsatz begleitet und seinen Täter für immer verwandelt, die immer größere Freiheit der ganzen Hingabe an Gott in Liebe. Still und unsichtbar wächst da etwas heran, das Frucht trägt für die Ewigkeit. Diese Frucht ist zugleich Lohn, weil sie nicht, wie das Korn im Acker, ohne das eigene Zutun des Menschen wächst und weil sie zu seiner Arbeit in einem bestimmten Verhältnis steht. Sie ist der Lohn, der uns zukommt, auf den wir uns freuen sollen, und der doch kein eigentlicher Lohn ist, weil er nicht nur alles übersteigt, was wir tun können, sondern weil er nichts Äußeres, Zufälliges ist, das sich vom Tun abtrennen ließe, sondern

eher der Zuwachs an Fülle und Kraft, wie sie das Leben durch seine Entwicklung hervorbringt.

Was somit auf der Ebene des Menschlichen sich gar nicht oder nur unvollkommen vereinen läßt, das ist auf der Ebene des christlichen Werks ein und dasselbe, Frucht und Lohn. Das Christliche erweist sich dadurch als eine Wirklichkeit, die an Reichtum alle irdische Wirklichkeit, auch die natürliche Geistigkeit, übertrifft und darum ihr Gefüge sprengt. Der Lohn betont das Verhältnis, in dem das Ergebnis zum persönlichen Einsatz des Menschen steht. Er weist, und dies im Gegensatz zu manchen Lehren, gerade auf eine gewisse Äußerlichkeit hin; es wird dem Menschen etwas gegeben, was nicht von ihm selber kommt. Aber dieses Äußerliche, Geschenkte ist zugleich, und hier liegt der scheinbare Widerspruch, das Innerste, Persönlichste, das aus der eigenen Mitte hervorwächst und sich nicht von dem Tun und seinem Urheber abtrennen läßt. Keine Tat des Menschen gehört so innig ihm zu, bricht so aus seiner tiefsten Mitte frei hervor wie das aus der Gnade vollbrachte gute Werk. Es ist so eigen, so von der Einmaligkeit dieses Christen bis in sein unvergängliches Ergebnis hinein geprägt, wie nur die naturhaft gewachsene Frucht aus dem Wesen des Weizens stammt und dieses offenbart. Und so könnte gerade das Gleichnis vom reifenden Korn den Menschen zu einem falschen Lohndienst und zum Pochen auf seine selbst erworbenen Rechte verleiten, wären nicht die Bilder vom Lohn und Verdienst.

Wenn wir uns aber zum Schluß fragen, wie wir uns diese Seinsgefüge der guten Werke noch irgendwie faßbar machen können, dann bietet sich im Umkreis der menschlichen Erfahrung die echte Liebe an. Sie wird in etwa so erfahren, als aus den eigenen Tiefen stammend, die in ihr erst ganz aufbrechen und offenbar werden, eigenste Tat wie keine andere, und doch zugleich reines Geschenk des Geliebten, ohne den sie nicht möglich wäre, Frucht und Lohn zugleich, weil Liebe ihr eigener Lohn ist. Es ist aber kein Zufall, daß wir hier am nächsten an das Geheimnis von Verdienst und Gnade rühren. Auf der Ebene des Christlichen ist Verdienst Gnade und Gnade Verdienst. Keine dieser beiden Seiten kann geleugnet werden, ohne das Christliche und sein Geheimnis zu zerstören. Dieses Geheimnis entstammt eben der ewigen Liebe Gottes. Denn aus Liebe hat Gott alles geschaffen, was da ist; aus Liebe geschah auch die Erlösung und die neue Berufung zur Kindschaft Gottes. Das höchste Wunderwerk dieser schaffenden und erlösenden Liebe ist aber die christliche Person. Schon das natürliche Selbstsein des Menschen ist geschenkt; und doch ist durch dieses Geschenk der Mensch erst er selbst. Nur ein liebender Gott konnte einem Geschöpf eine solche Selbständigkeit geben; denn es ist der tiefste Wille der Liebe, daß der Geliebte frei er selbst sei oder es werde, wenn er es noch nicht ist. Aber nur die Allmacht und Unbedürftigkeit des Schöpfergottes vermag dieses Unsagbare auch zu vollbringen. Geht ihm doch durch dieses Schenken nicht das Geringste von seinem unerschöpflichen Reichtum ab, weil er allein das Geschaffene aus dem Nichts zum Sein zu rufen vermag.

So widerspruchsvoll es uns auch erscheinen mag, auch das christliche Selbstsein ist ganz Gottes Gabe und muß doch stündlich errungen werden, wie das natürliche Selbstsein zugleich gegeben und aufgegeben ist. Ja, es ist in noch höherem Maße ganz Geschenk und ganz eigene Tat; ohne diese wäre es ja kein Selbstsein. Aber die Fülle des Selbstseins, die vollkommene Liebe, ist die reine Selbstlosigkeit. Der himmlische

Lohn hat darum für die Selbstsucht, die knechtisch nur um des Lohnes wegen arbeitet, nichts Verlockendes*; er wäre für sie die furchtbarste Strafe, die Hölle.

Die guten Werke sind der Weg und das Mittel, durch die der Christ zur vollen Mannesreife Christi emporwächst (Eph 4, 13). Sie bringen Frucht und Lohn in eins, weil und so weit sie aus der gnadenhaften Liebe geboren sind, die Gott in die Herzen ausgießt. Die Liebe bringt ja die Herzmitte der Liebenden in eins zusammen, daß sie beide zugleich Urheber sind, zwei und doch einer. So geschehen auch die guten Werke des Christen aus seiner eigenen Herzmitte, aber aus ihr, die durch Gnade im Herzen Christi steht und aus ihm lebt (Gal 2, 20). Darum werden sie als in Gott getan offenbar (Joh 3, 21), Menschenwerk und doch aus göttlichem Leben entsprungen und dieses Leben als Frucht und Lohn zugleich hervorbringend.

Ignatius von Loyola und sein geistlicher Briefwechsel mit Frauen

Von Hugo R a h n e r , S. J., Innsbruck

Es ist bekannt, daß die Korrespondenz des heiligen Ignatius von Loyola eine der wichtigsten, wenngleich noch viel zu wenig ausgeschöpften Quellen zur Geschichte der Frömmigkeit und der kirchlichen Erneuerung im 16. Jahrhundert bildet. Mehr als sechstausend Briefe von seiner Hand oder in seinem Auftrag geschrieben, dazu an die zweitausend an ihn gerichtete Briefe sind in den zwölf Bänden der ‚Epistolae Ignatii‘ und den fünf Bänden der ‚Epistolae mixtae‘ des großen Quellenwerks ‚Monumenta Historica Societatis Jesu‘ veröffentlicht. Aus diesem ungeheuren Material haben wir für eine (bisher unveröffentlichte) Ausgabe alle Briefe herausgegriffen, übersetzt und kommentiert, die Ignatius an Damen seiner Zeit geschrieben und von ihnen erhalten hat. Diese Edition wird mit der unmittelbaren Lebendigkeit, die eben nur Briefen eigen ist, ein bisher fast unbekanntes Stück der Frauenseelsorge und der Frauenprobleme aus einer Zeit enthüllen, in der man für gewöhnlich der Frau im Leben der Kirche kaum ein Mitspracherecht einräumte. Große und unbekannte Namen sind unter den Korrespondentinnen des Heiligen, von der Prinzessin-Regentin von Spanien bis zu einer namenlosen Klausnerin in Salamanca, von Vittoria Colonna bis zu der schlichten Bürgersfrau in Flandern, Fürstinnen und Nonnen, Mütter seiner Mitbrüder und trostsuchende Witwen, Wohltäterinnen und lebenslang befreundete Herzen. Gewiß, diese Korrespondenz nimmt unter den tausenden der anderen Briefe nur einen bescheidenen Platz ein, aber man wird sie doch wohl nicht als ‚spärlich‘ bezeichnen dürfen, wie es Anton Huonder¹ tat, besonders wenn man bedenkt, daß gerade von dieser Art viele Briefe verlorengegangen sind. Diese Briefe sind nun wahrlich keine literarischen Kunstwerke. Keine Spur darin von der lebenswürdigen Eleganz, mit der etwa Franz von Sales an die Baronin Chantal geschrieben hat. Nichts von dem Redefluß und dem trockenen spanischen Humor, der die Briefe

* Vgl. C. S. Lewis, *The Problem of Pain*. 14. Aufl., London 1945, S. 133.

¹ Ignatius von Loyola, Köln 1932. S. 296.